

Verehrte Anwesende,  
liebe Irena!

Die Szene spielt in der Redaktion eines Schweizer Magazins.

Der Chefredaktor: «Machen Sie eine Reportage über den italienischen Mann!»

Die Journalistin: «Ich kenne den italienischen Mann nicht.»

Der Chefredaktor: «Dann lernen Sie ihn kennen!»

Die Journalistin: «Ich will aber die tschetschenische Frau kennenlernen.»

Sie werden es erraten haben: Die Journalistin ist Irena Brezna. Sie erzählt diese Anekdote irgendwo in ihren Büchern. Dieser Autorin liegt die Schlagfertigkeit im Gemüt. Die Pointe ist meistens ernst gemeint. Bitter ernst

März 1996, Sernowodsk, ein Dorf in Tschetschenien. Es herrscht Krieg. Mittendrin die Reporterin, Journalistin, Schriftstellerin Irena Brezna. Sie schreibt:

«Wenn ich damals auf der aufgeweichten Erde auf eine Granate getreten wäre, hätte ich wohl als letztes etwas Absurdes gedacht: Wieso fliegt mein Bein durch die Luft gegen die grelle Mittagssonne? Und wie werde ich seinen Flug beschreiben müssen, damit die Redakteurin in Zürich die Passage nicht als geschmacklos streicht?»

Ein einzelnes Bein, in den Himmel katapultiert: Diese Bild hat mich nach der Lektüre nicht mehr losgelassen. Es war im letzten Winter, ich stapfte stundenlang durch meterhohen Schnee, über mir eine fahle Idee von Sonnenlicht, und durch die Luft, immer wieder, wie eine Obsession, wirbelte, losgelöst vom Körper, das Bein.

Warum verfolgt mich diese Stelle? Es handelt sich ja bloss um ein Phantasiebild: Keine Mine ist unter Irena Breznas Schritten explodiert, ihre Füsse sind intakt. Und trotzdem, auch wenn es sich «bloss» um eine Phantasie handelt, ist sie real: Damals in Tschetschenien gingen genügend Minen hoch und haben Körper zerrissen, Menschen zu Invaliden gemacht oder getötet. Das ist es, was mich schüttelt: der Gedanke an die tatsächlichen Beschädigungen, an die Opfer, an die Trauernden, an nie wiedergutzumachendes Leid. Nicht allein in Tschetschenien. Unlängst sah ich in der Metro einer fremden Stadt einen jungen Mann in kurzen Turnhosen, die seine Metallprothese nicht versteckten. Sofort war das Bild wieder da: Ein Bein fliegt auf die grelle Sonne zu. Irena Breznas vorausphantasiertes Bein hat sich in mein Bewusstsein gerammt, für immer und ewig. So viel zur Wirkung des Schreibens dieser Autorin.

Sie selbst thematisiert ihr Schreiben, wenn sie in dem spannungsgeladenen Moment, dessen fatale Folgen sie sich ausmalt, in blitzschneller Verknappung sogar die Geschmacksvorbehalte der Zürcher Redaktorin miteinbezieht. Ja, Krieg ist brutal. Und ja, Kriegsbrutalitäten mögen zu darstellerischem Voyeurismus verführen. Der Blick von Irena Brezna aber ist gänzlich unvoyeuristisch.

Als Journalistin, die auch Schriftstellerin ist, vereint sie in ihren Reportagen beide Arten des Schreibens, die journalistische und die schriftstellerische. «Schreiben im Krieg» lautet der Titel des von mir zitierten Essays. Wie schreibt eine, die sich im Kriegsgebiet mit Kopftuch

und Mantel als Einheimische tarnt? «Ich lasse mein bisheriges Leben bei den russischen Panzern vor der Dorfabsperrung zurück und Sorge mich darum, ob das Gedächtnis, mein einziges Werkzeug, nicht vor Überforderung kollabiert. (...) Es ist eine neue Arbeitsweise ohne Tonband, ohne Notizen, in Eile während ein paar Stunden im Durcheinander des Dorfes, das eine Woche lang bombardiert worden ist. Ich greife zufällige Bildausschnitte auf, starre auf etwas, bleibe mal stehen, dann friere ich das Bild mit Worten ein, sage die Sequenz ein paar Mal für mich.»

Hier ist eins dieser eingefrorenen Bilder: «Auf dem Lehm Boden steht ein staubiges Einmachglas halbvoll mit brauner Marmelade, und im gelben Metalldeckel klafft ein Messerstich.» Das Marmeladeglas als Inbegriff von häuslichem Frieden, von geschützter Frauensphäre in der Küche, von familiärer Fürsorglichkeit – nicht nur dem Deckel wurde Gewalt angetan. In der Verletzung scheint auf, was einmal *ganz* war. Gerade die Kombination macht das Bild so unerträglich schmerzvoll.

Die Kriegserfahrung, den Worten anvertraut, rührt bei der Schreibenden an etwas Existenzielles. «Im Schreiben über den Krieg in Tschetschenien begreife ich, woher meine Sehnsucht kommt, der Zerstörung eine gerechte, eine sprachliche Existenz zu verleihen, gleich mir, die sich in der neuen Sprache aufgerichtet hat, in ihr die Würde der Verletzten fand.» - Die neue Sprache, in der Irena Brezna sich aufrichtete, war eine Fremdsprache. Deutsch.

Meine Damen und Herren,

es ist vielleicht an der Zeit, kurz die Hintergründe zu beleuchten, vor denen unsere heutige Preisträgerin zur Schriftstellerin wurde – in oder dank der deutschen Sprache, und obwohl sie diese erst erlernen musste.

1950 geboren, aufgewachsen in der Tschechoslowakei, war Irena Brezna 18 Jahre alt, als sie, wie sie es selber formuliert, «emigriert wurde». Die Emigration fand gegen den Willen des jungen Mädchens statt, das sie damals war. Ihrem Aufwachen im Sozialismus hat sie später ein Denkmal gesetzt mit einem autobiographischen Roman ironisch-parodistischer Tonlage, der nicht zufällig ein Voltaire-Zitat - oder genauer: ein Candide-Zitat - im Titel trägt: «Die beste aller Welten». Diese Welt ist getragen von einem Glücksversprechen, das die junge Pionierin auf ihrem Weg zum erstrebten Heldentum begleitet. Wenn die Mutter im Gefängnis verschwindet, führt die Tochter das auf den im Kommunismus ungebührlichen Besitz von Brillanten zurück. Zwischen Grossmutter (katholisch) und Vater (abkommandiert zur proletarischen Umerziehung) erzählt die Heranwachsende, fröhlich plappernd, was sie sieht, hört, erlebt und denkt. Kindermund tut Wahrheit kund, aber in diesem Fall hat die Autorin Irena Brezna den Kindermund derart stilisiert, dass zwischen den Zeilen des explizit Gesagten Zweifel und Kritik deutlich mitschwingen. Zweifel und Kritik an der besten aller Welten - die es, wie nach der forcierten Emigration bald klar werden wird, nirgendwo auf Erden gibt.

Doch statt vorzugreifen, zuerst noch einmal zurück zur Rolle der Sprache.

Am Ende des Buchs beklagt sich die kecke Jungpionierin über obszöne Verunglimpfungen, für die sich ihre Muttersprache missbrauchen lässt, und fährt fort: «... ich will aus ihr

emigrieren, in eine unbeschwerte fremde Sprache, in der das Wort und das Ding nicht aneinander kleben, in der das Wort mich von der Kindheit befreit.»

Das klingt nun allerdings weniger nach halbwüchsiger Sozialistin als vielmehr nach der sprachbewussten, sprachkritischen, sprachvirtuosen Essayistin, die Irena Brezna *auch* ist – und die ihrer Protagonistin hier ein Schlupfloch öffnet. Denn so traumatisch die Zwangsversetzung in ein fremdes Land anno 1968 war, es gab die Möglichkeit, aus dem Trauma, nach und nach, eine Aufgabe zu machen.

Welche, das erzählt «Die undankbare Fremde», der – ebenfalls autobiographisch unterlegte – Roman von 2012. Hier spaltet sich die Erzählung in die Stimme der jungen Ex-Pionierin einerseits, die nun, ohne dafür danke zu sagen, in der Schweiz lebt, und die reifere Stimme einer Dolmetscherin andererseits, die Geflüchtete, Asylanten, Migrantinnen begleitet und nicht nur deshalb deutlich an die Autorin erinnert.

«Die undankbare Fremde» liest sich wie eine Summa von Irena Breznas Einsatz für jene Menschen, denen es schlechter erging als vielen von uns. Im Fall der Autorin selbst indessen hat das Unglück der Emigration dazu geführt, dass sie, die Entwurzelte, für andere Entwurzelte ein spezielles Sensorium entwickelte. Ein Wahrnehmungsorgan, ausgebildet dafür, den Geschwächten zu helfen, ihre eigenen Stärken wiederzufinden.

Ob sie lieber in der Tschechoslowakei geblieben wäre, damals, fragte ich Irena Brezna kürzlich. Antwort: Ja. Und wieso sie nicht später, als Erwachsene, in die Slowakei, aus der sie stammt, zurückgekehrt sei? Da wurde es komplizierter. In einem Text aus dem Jahr 2000 verwendet Irena Brezna den Begriff der «biologischen Heimat». Sie beschreibt ihren ersten Besuch in Bratislava, während der sogenannten samtenen Revolution, 21 Jahre nach der Emigration. Zuerst: Euphorie. Bald danach: Ernüchterung: «Je mehr Heimat ich erwarte, um so mehr Fremde treffe ich an, wie in keinem fremden Land zuvor. Am ersehnten Tag der Rückreise bin ich heimatloser denn je.» Das ist der Nullpunkt. Und ein guter Ausgangspunkt, um nicht mehr nach «der» Heimat zu suchen. Sondern in der zeitgemässen, manche sagen: hybriden, jedenfalls aber aus vielen Wahlheimaten zusammengesetzten Gegenwart anzukommen, hierzulande und anderswo.

Was sie erlebt, verschriftlicht Irena Brezna. Auch diese Tätigkeit kann als Zuhause gelten. Sie selbst sagt es schöner, mit der für sie typischen Emphase. Deshalb überlasse ich das Schlusswort ihr und zitiere ein letztes Mal:

«Die Auferstehung in der deutschen Sprache ist das einzige Haus, das ich aufgebaut habe, die Worte sind meine gestalteten Dinge. In jedem Wort ist der Überlebenswille. In dieser Tat füge ich Misstöne und Anmut zusammen. Der poetische Akt als Haltung zur Welt.»

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.